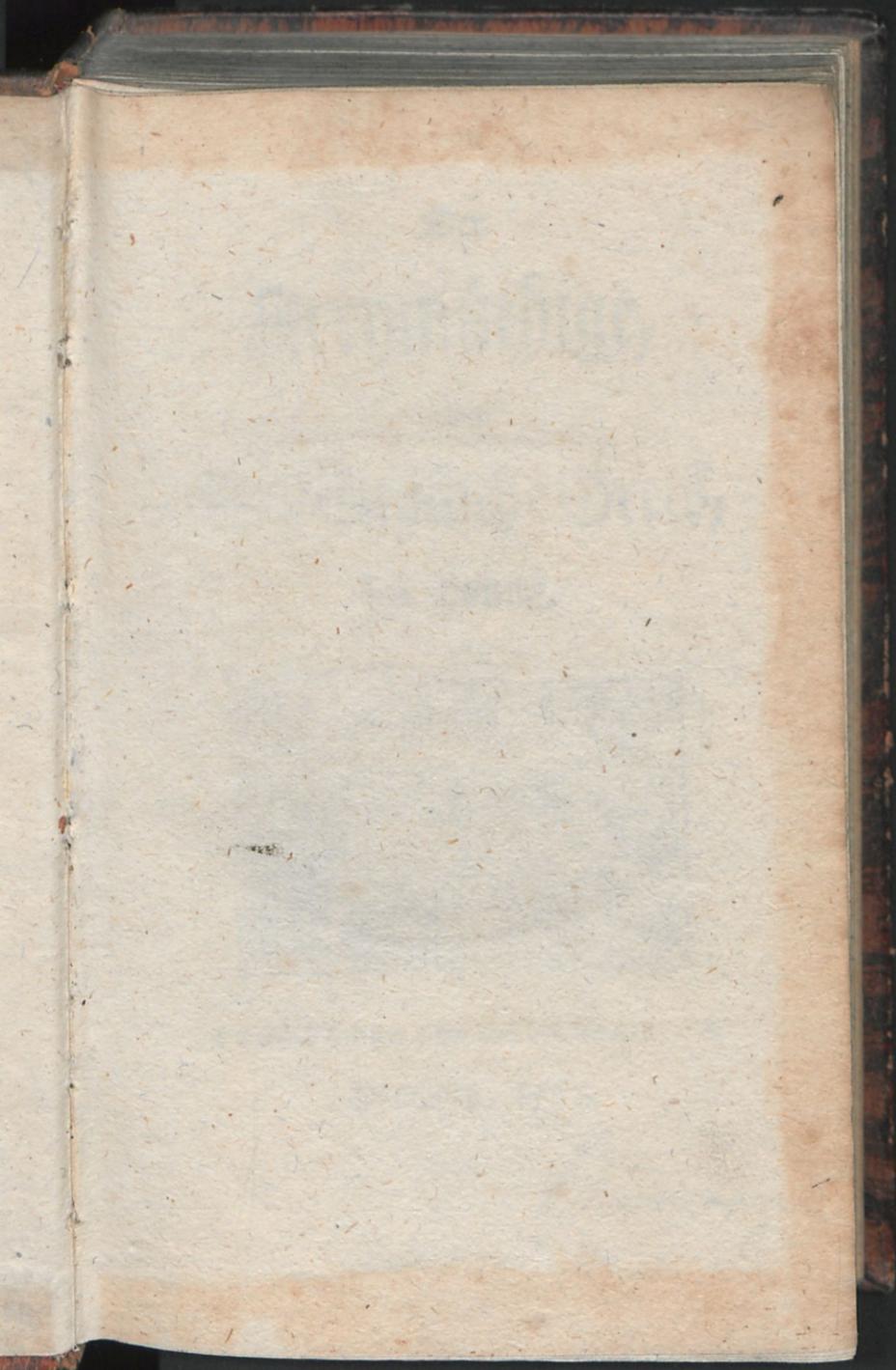
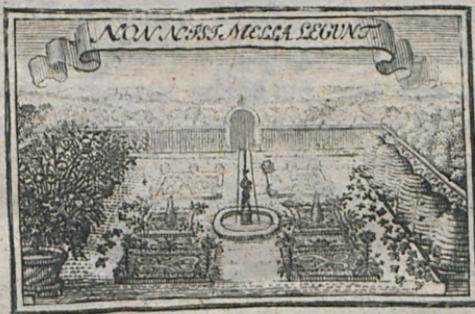


004
7



Der
Frenmüthige,
oder
Der Englische Greis,
von Young.



Hamburg, 1765.

Brunneman

1700

Erklärung

1700

Erklärung

1700



AB 43 15
 —
 1,36



1700

L59



Des

Freymüthigen,

oder

Des Englischen Greises.

Erstes Stück.

Man darf sich eben nicht wundern, warum so viele Leute auf die Gelehrten schmählen, ob es gleich gemeiniglich solche Menschen sind, die ihre gesunde Vernunft nicht recht gebrauchen, und stets etwas wider die Gelehrten einzuwenden haben. Es ist ein gemeines Vorurtheil, daß durch die Länge der Zeit, gelehrten Männern ziemlich nachtheilig geworden ist; nämlich: Daß man sich überstudiren könne. Die Liebhaber dieser vorgefaßten irrigen Meynung, legen in derselben den Wissenschaften etwas zur Last, was ihrer Natur und Beschaffenheit gerade zuwider ist; sie verrathen den Haß, mit wel-

A 2

chen

chen sie die Gelehrsamkeit verfolgen. Sie entdecken aber auch hierinnen ihre Unbesonnenheit, indem sie die Sache just auf der un-rechten Seite angreifen.

Es wird, demnach der Mühe werth seyn, die Gelehrsamkeit wider diese ihre Feinde zu beschützen, und den Ungrund des Vorurtheils zu zeigen, was man insgemein also ausdrückt: Man könne sich überstudiren; und womit man eigentlich so viel sagen will: daß die Wissenschaften fähig wären, die gesunde Vernunft ihrer Lieblinge nicht allein zu schwächen, sondern auch dieselbigen gar rasend, oder thöricht zu machen. Der Ursprung dieses irrigen Sages, ist in dem Herzen des Pöbels von der niedrigsten, und am meisten unwissenden Gattung zu suchen. Niemand hasset eine Kunst, als derjenige, welcher sie nicht versteht, und der entweder zu dumm, oder zu boshaftig ist, das wahrhaftig Schöne, in ihrem innersten zu entdecken. Dieses alles trifft man bey dem Pöbel, in Absicht auf die gelehrten Wissenschaften an.

Ihr

Ihr Vorurtheil hat sonderlich in drey
 Duellen seinen unreinen Ursprung. Die Ge-
 lehrten müssen mit den besten Freunden des
 Pöbels, mit dem Aberglauben und denen
 Thorheiten, die aus ihm entstehen, bestän-
 dig gleichsam Krieg führen. Hierdurch wird
 der Pöbel aufgebracht; und suchet es den
 Feinden seiner angenehmen Leidenschaften zu
 vergelten. Es mangelt dem Pöbel an Kräf-
 ten, seine Feindschaft durch etwas gründli-
 ches auszulassen, er muß daher auch ohne
 Grund, Ursachen aussuchen. Dieses kostet
 ihm, bey seiner zur Natur gewordenen Un-
 art, wenig Mühe; und er sinnet auf Ver-
 läumdungen, die ihm hierzu am bequemsten
 scheinen. Die Gelehrten müssen in seinen
 Augen den Titel der Thoren verdienen. Zum
 Exempel: Bringet ihre Mühe, und ihr an-
 gewendetes eifriges Nachdenken, Entdeckun-
 gen herfür, die ein Ungelehrter nicht begrei-
 fen kann. Findet er solche Wahrheiten, die
 dem bisherigen System des abergläubischen
 Haufens entgegen gesetzt sind; so heist es:
 Ey, was dieser wieder neues erfindet: Es

ist kein Wunder, daß er thöricht geworden ist, es gehet den Gelehrten so. Er hat sich überstudiret. So redet der Pöbel und sehr viele ungelehrte Leute.

Man findet diesen Ausbruch des Hasses wider die Gelehrten in den ältesten Zeiten. Schon der göttliche Paulus mußte sich diesen Vorwurf gefallen lassen. Ein Festus, dem er die evangelischen Wahrheiten, diese Wahrheiten die seinen vorigen Begriffen widersprechten, zu bedenken gab, hatte die Dreistigkeit ihm unter die Augen zu sagen, Paule, du rasest, die große Kunst macht dich rasend. Hieß dieses etwas anders gesagt, als wenn er dem heiligen Manne fürgeworfen hätte, er habe sich überstudiret. Wie viel mußten in den nachmaligen Zeiten der Barbarey und Finsterniß, die Verehrer der Weltweisheit erdulden. Wie es jenen großen Albertus gieng, man verlachte sie als thöricht, und man suchte Mittel, ihrer vermeynten Thorheit Einhalt zu thun. Dieses erfuhr der selige Doctor Lutherus mehr als einmal. Wenn seine Feinde ihre Wuth nicht öffentlich auslassen

lassen konnten, so versuchten sie es heimlich durch Verkleinerungen, und diese erstreckten sich auch so weit, daß sie den gesunden Verstand dieses Wiederbringers der reinen evangelischen Wahrheiten, unterschiedliche Fehler andichteten. Wie viel mußte nicht jener große Meßkünstler Galiläus, Galiläi in Italien erdulden; weil er in einem Lande lebte, wo der Nutzen des Staats und der Kirche, den Aberglauben nicht gänzlich abschaffen konnte. Er machte Entdeckungen in der Mathematick, die ganz unglaublich schienen, weil sie allzu stark von den bisher gehabten Meynungen abgiengen.

Die zweyte Ursache, von dem Vorurtheile, daß es möglich sey, sich überstudiren zu können, rühret meines Erachtens von einer noch niederträchtigern Sorte des Übels her. Diese Leute sind zu dumm, das Lob zu erlangen, was den wahren Gelehrten als ein verdienter Preis besümmet ist. Darüber werden sie neidisch, und wer weiß nicht, daß der Neid zu allen Bosheiten von Natur aufgeleget sey. Sie suchen die Ursache der

ihnen verweigerten Ehre in der Gelehrsamkeit, weil sie zu blöde sind, dieselbige in sich selbst zu entdecken. Sie erfinden demnach allerhand Märhgen und erdichtete Sachen, die Gelehrsamkeit verächtlich zu machen. Unter diesen ist nicht das geringste, daß sie fürgeben: Man könne kein rechter Gelehrter zu werden suchen, ohne in Gefahr zu laufen, närrisch zu werden.

Drittens ist das unordentliche Bezeigen manches sogenannten Gelehrten, Ursache daran, daß man ihn für überstudiret anseheth. Wird ein unverständiger Widersacher der Wissenschaften dasselbe gewahr, so weiß er nicht, ob er die Schuld vielleicht den Lebensjahren beyzumessen müsse, welche solchen Thoren den Namen borgen. Es heißet also: Dieser oder jener hat sich überstudiret.

Es ist wahr, manche Gelehrte vergehen sich, und ihre Werke sind denen Handlungen eines Menschen ähnlich, welcher bey einer hitzigen Krankheit faselt, und nicht ehe einseheth, daß er gefaselt, bis er wieder durch gute Arzeney gesund gemacht worden ist. Was
kann

kann thörichter seyn, als wenn man viele Hände zu einem Schlachtfelde machet, worauf die durch ein unrecht verstandenes Wort aufgefangenen Beleidigungen verfochten werden müssen? Was ist ungereimter, als wenn bey einer so schlechten Gelegenheit, von einem Gelehrten, auf die allerpöbelhaftigsten Ausdrücke gedacht wird, seinen Gegner damit abzufertigen? Was ist thörichter, als wenn öfters Leute, die das Schicksal zu der gemeinschaftlichen Verrichtung eines Amtes bestimmet hat, wegen der unterschiedenen Ausübung eines Gebrauches so sehr erbittert werden, daß sie einander nicht nur auf alle mögliche Art verkleinern, sondern einander wohl gar in die Haare gerathen? Eben so abgeschmactt muß es in den Augen solcher Leute, die nur ein wenig partheyisch sind, scheinen, wenn sie einen Gelehrten erblicken, der grob, falsch, unflätig, hochmüthig, geizig und aufgeblasen ist, oder einen solchen, der sich verbunden achtet vor allen lebendigen Menschen auszureißen. Erblicken sie solche Männer, von welchen man saget, daß sie Gelehrte seyn sollen, so

verfallen sie auf den Argwohn, ob auch ihr Studiren etwas dazu beygetragen haben sollte; und sie sind bald mit dem Urtheile fertig, daß sich dergleichen Männer überstudiret haben. Man gebe nur bey einer solchen Gelegenheit auf einen gemeinen Mann Achtung. Er wird zweifelhaftig seyn; und endlich wird er mehr Hochachtung gegen die Person, als gegen die eigentliche Beschäftigung desjenigen haben, welchen er für närrisch erklären soll. Es wird ihn demnach höflicher scheinen, wenn er saget, der Mann hat sich überstudiret, als wenn er schlecht weg spricht: Der Mann ist ein Thor, und ist nicht recht klug.

Ich will noch eine Ursache anführen, ich bin aber weit entfernt davon, dieselbige für etwas anders, als für eine Muthmaßung auszugeben. Wer weiß, rühret nicht dieses Vorurtheil unter andern daher; daß mancher die Worte, *Furore poetico*, unrecht verstanden hat, und diese Entzückung, die einem Theile der Gelehrten, im guten Verstande eigen ist, unrechtmäßiger Weise auf alle Gelehrte

lehre ausdehnet. Vielleicht auch daher, wenn mancher einen Gelehrten hat hören die Klage führen, er hätte sich über dem Studiren dermaßen angegriffen, daß ihm der Kopf ganz wüste sey.

Untersuchet man nun das Vorurtheil selbst, wovon wir die Quellen angegeben haben, so wird man den Ungrund desselbigen, ohne viele Schwierigkeit ausfündig machen.

Wir müssen zuörderst, auf die Natur der Gelehrsamkeit unser Augenmerk gerichtet seyn lassen. Die Gelehrsamkeit dienet dazu, daß die Menschen ihren Verstand ausbessern, und dadurch den Verlust der erslich anerschaffenen Vollkommenheiten, einigermaßen wieder ersetzen können. Es ist keine einzige Wissenschaft, die nicht hierzu das ihrige beytragen sollte. Je eifriger man sich nun darauf befließt, desto größer muß ohne Widerspruch der Nutzen seyn, welchen man davon zu erwarten hat. Woher sollte nun das Ueberstudiren kommen: Müßte man nicht voraussetzen, daß die Gelehrsamkeit anders verfahren thäte, als sie natürlicher Weise verfahren

ren

ren sollte, und daß sie die Menschen empfindlich strafe, statt ihnen angenehme Dienste zu leisten: Noch mehr, daß sie uns an demjenigen Theile strafen thäte, für welchen wir ihre Dienstleistungen mit Grunde hoffen konnten.

Hier begegnen mir meine Widersacher mit einem Einwurfe, und ich sehe es den armen Leuten an, wie viel Mühe es ihnen koste, denselbigen herfür zu bringen. Sie schmähen recht auf meine Uebereilung. Sie bringen mir Exempel, von unterschiedlichen Personen, die gar unersättlich im Studiren gewesen, und endlich tiefsinnig, wie sie sich ausdrücken, oder wahnwitzig geworden sind. Das ist ein Fechterstreich, den ich mir nicht vermuthet hatte. Wäre ich nun iht kein vernünftiger Freymüthiger, ey! wie würde es iht mit mir aussehn. O man halte doch ja keinen Gegner für geringe!

Ich werde eine geschickte Wendung machen müssen, wenn ich mich aus der Sache heraus winden will. Wie, wenn ich den Einwurf einräumte, ohne der Dündigkeit meines Sazes das geringste zu vergeben? Es ist wahr,

wahr; dergleichen Beyspiele liegen am Tage:
Allein man betrachte dieselben nach ihrer Ge-
müths- und Leibesbeschaffenheit. Man sehe
ferner die Art und Weise an, nach welcher
sie sich des Studirens unterziehen: So wird
man gewiß finden, daß die Gelehrsamkeit
Recht behalte, und daß ihnen alle Schuld die-
sen Unglücklichen selbst bezumessen sey.

Es giebt viele hochmüthige und aufgebla-
sene unter denenjenigen, die sich Gelehrte nen-
nen lassen. Ihre herrschende Leidenschaft
läßt sie unterschiedliche thörichte Thaten un-
ternehmen. Sie sind auf den höchsten Gipfel
ihrer eingebildeten Weisheit, aber nur in ih-
ren Gedanken: Denn alle die sie gewahr wer-
den, halten sie für rechte große Thoren.
Man muß ihnen dieses zugestehen, daß sie
fleißig studiren haben. Soll aber das Stu-
diren und das sie viel gelesen, ihre Leiden-
schaft wirken oder vermehren? Welche Folge!
Es sind oftmals welche, die von Natur kin-
disch und läppisch sind; ihr Gespräch wird ei-
nem bis zum Eckel verdrüßlich. Sie studiren
aber fleißig, und sein alles unter einan-
der.

ber. Diese werden sich überstudiret haben. Nein! Was ist der Gelehrsamkeit für Schuld bezumessen, daß solche Personen über sie gerathen mußten, die alte Kinder sind? Ich glaube die Gelehrsamkeit hält dieselben ab, daß sie nicht noch ärger rasen und noch thörichter sind.

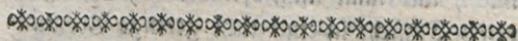
Der Leib manches Gelehrten ist mit unordentlichen Säften angefüllet. Die schwarze Galle verderbet sein Geblüte. Er ist zu der Milzsucht geneigt. Mit einem also beschwerten Leibe, tritt er die Geschäfte seines Fleisches an, und so wohl das Sitzen, als das Nachdenken vermehren sein Uebel. Was kann aber die Gelehrsamkeit dafür, daß ein solcher Stechling sich zu ihrem Dienste dringet. Eine andre Lebensart, die mit vielen Sitten ohne die gehörige Bewegung verknüpft gewesen wäre, würde einem so kränklichen Leibe, eben so schädlich gewesen seyn. Er würde den Ausbruch seines Uebels empfunden haben, wenn er auch nur ein Schneider geworden wäre. Sollte sich aber ein Schneider überstudiren können? Endlich muß man auf die Art

Art und Weise Achtung geben, welche man
 che beobachten, die ihr Studiren zu ihrem
 Nachtheil unternehmen. Manche fangen die
 Sachen sehr verkehrt an. Sie wollen Wis-
 senschaften lernen, die ein tiefes mühsames
 Nachdenken erfordern, und eine gute Vernunft-
 lehre unumgänglich voraus setzen. Sie lassen
 aber diese letztere hinweg, und pflropfen in ihr
 nicht genug aufgepuztes Gehirn tausenderley
 Begriffe hinein, die ihnen bey so gestalteten
 Sachen unbegreiflich werden. Dennoch soll
 es erzwungen seyn. Das Nachgrübeln giebt
 das einzige Mittel ab. Die Seelenkräfte
 und die Sinne werden über die Maßen ange-
 strengt, und der Leib ist mit seiner Gesund-
 heit nicht weit her. Ja es giebt Menschen,
 welche die göttlichen Geheimnisse mit dem
 Maasstabe ihrer gesunden Vernunft ausmes-
 sen wollen, da doch selbige allezeit die gesun-
 deste menschliche Vernunft unendlich weit
 übersteigen und göttliche Geheimnisse bleiben,
 welche die gesunde Vernunft nach der heil.
 Schrift nur glauben, nicht aber vernünftig
 ausmessen soll, sonst bliebe es kein Glaube.

Die

Die gesunde Vernunft der Menschen findet in dieser Welt Sachen genug, womit sie sich beschaffigen kann. Wenn nun aber solche Menschen nicht folgen wollen, sondern ihr Studiren verkehrt anfangen und auch verkehrt fortsetzen, ist nun da die Gelehrsamkeit daran Ursache, wenn solche Thoren nicht klüger, sondern thörichter werden? Ich irre, oder sie würden es nicht werden, wenn sie bey eben dem Fleiße nur so vernünftig seyn, und die rechten Mittel ergreifen wollten. Manche sind gewohnt viel zu studiren, doch es ist ihnen ein kleines, während einer Stunde, in zehen Büchern von verschiedenem Inhalte zu lesen. Sie werden in der That durch ihre alberne Art zu studiren, dümmer gemacht. Solche Menschen werden sich gewöhnen, so verwirrt zu denken und zu reden, als sie gewohnt sind zu lesen: Und eben diese Leute würden bey dergleichen Fleiße gelehrt und vernünftig werden, wenn sie sich nur überwunden hätten, und ordentlich geworden wären.

So kann man sich also nicht überstudiren: Das ist, die Wissenschaften schaden den Gemütskräften keinesweges, die gesunde menschliche Vernunft verlieret nichts dabey. Sind aber hier und da Gelehrte in Thorheiten verfallen, so hat man dieses, entweder einem verwöhnten Gemüthe, oder einem ungesunden Leibe, oder auch einer unrechten Art die Geschäfte des Fleisses zu treiben, lediglich bezumessen.



Zweytes Stück.

Man pflegt sonst Sprichwortsweise zu sagen: Jugend hat nicht Tugend. Dieses trifft oftmals mehr als so richtig zu, denn das menschliche Gemüthe ist sonderlich bey noch jungen Jahren ein Zusammenhang von unterschiedlichen Thorheiten und Unbesonnenheiten. Wäre man im Stande, durch Gläser das Gehirn mancher jungen Leute zu betrachten, so würde sich gewiß die lächerlichste Schaubühne eröffnen, und man würde solche

die B komische

kömische Scenen sehen, wobey man sich kaum des Lachens enthalten könnte. Die so nöthige Bezähmung seiner selbst, mangelt insgemein in den Jahren, wovon ich rede, und dieser Mangel verursacht natürlicher Weise eine herrschende unächte Neigung. Man bildet sich Sachen als wahrhaftig schön ein, von welchen man das Gegentheil überzeugt seyn könnte. Man hänget diesen Scheingütern nach, und man muß oftmals bey erlangter reifen Einsicht in eine nicht geringe Verwunderung ausbrechen, wenn man auf die Zeit zurück gehet, in der die Thorheit die eigentliche Beherrscherin unserer Person gewesen. Besonders ist die Schönheit, das mächtige Nichts, welches die Herzen der mehresten jungen Leute fesselt. Die Eigenliebe machet, daß sie dieselbe an ihren eigenen Personen hochhalten, und die blinde Neigung lehret sie an andern bewundern. Man besehet doch die Schönheit etwas genauer, man überlege, wie wenig eine Sache Verehrung verdienet, wozu der Besitzer nicht das mindeste beyträgt, so wird man sich selbst verlachen, daß man so
viel

viel auf die Schönheit gehalten habe. Wolten wir die eigentliche Beschreibung dieser vorzüglichen Eigenschaft eines Menschen wissen, so können wir sie in nichts anders als in einer anständigen Uebereinstimmung der Glieder, und einer lebhaften Farbe des Gesichts suchen. Eigentlich aber bestehet, nach dem Begriffen unserer jungen Leute, die wahre Schönheit in nichts anders als einem Stückgen glatter Haut, welches über das Gesicht gezogen ist, und bis an die Kinnbacken reichet. Dieses Stückgen glänzende und reinliche Haut gestattet uns nicht das geringste Vorrecht über andre Menschen, die nicht damit prangen: Es ist kein Zeichen eines schönen Gemüthes, ja man hat oftmals das Gegentheil wahrnehmen müssen. Das ungegründete Vorurtheil der Alten, daß ein garstiger Leib der Wohnplatz eines garstigen Gemüths sey, ist mit seinen Urhebern verloschen. Die feinsten Gemüther, die verständigsten heidnischen Weltweisen, ein Epiket, ein Aesop, ein Sokrates, wären nicht nur nicht schön, sondern gar heßlich. Litten aber ihre Tugenden

den darunter Schaden? Verhinderte ihr ungestalter Körper die Nachkommenschaft an Bewunderung ihrer großen Weisheit? Man hat über dieses noch einen Unterschied zu beobachten; Ein Mensch kann nicht schön seyn, das ist, er kann keine zarte Haut, eine nicht lebhaftte Farbe, oder sonst einen Fehler im Gesichte haben, deswegen verdienet er den Namen eines garstigen Menschen noch lange nicht; er verlieret nicht das mindeste an den Freyheiten, die er mit der menschlichen Gesellschaft gemeinschaftlich genüßet. Diese angeführten Betrachtungen schweben mir immer vor den Augen, und bin tausendmal dadurch zu einem lauten Gelächter bewogen worden, wenn ich eine überflüssige Bemühung schon zu bleiben, oder eine eitle Einbildung auf die Schönheit an jemanden wahrgenommen habe. Ich will es mit einem deutlichen Exempel erläutern und beweisen. Ich wohne in einer Estrasse, so, daß ich einem gewissen jungen Herrn gerade in sein Zimmer sehen kann. So wenig ich auch Bekanntschaft mit ihm habe, so konnte ich doch die erstern Tage, als
er

er in meine Nachbarschaft gezogen war, an ihm wahrnehmen, daß die Schönheit derjenige Götze sey, dem er täglich seine gewissen Opfer bringet.

Es ist nicht zu leugnen, daß ihm das Lob einiger Schönheit nach den allgemeinen Begriffen zugehöre. Er weiß aber auch, daß er schön sey, und seine eigene gute Meynung von sich selbst, mag die Größe seiner Schönheit um ein merkliches vermehren. Er ist Vormittags kaum aufgestanden, so gehet sein erster Weg vor den hellen Spiegel. Dieses Drakel muß ihn belehren, ob der genossene Schlaf seiner glatten Haut und artigen Bildung etwas nachtheiliges verursacht habe. Er streichet sich das jugendliche Gesicht mit dem Finger, und drücket die Haut, damit nicht ein zurückgetretenes Schweißtröpfgen ein Blättergen hervor schießen lasse, und dadurch einen Uebelstand verursachen möge. Hierauf wäscht er sich das erstemal, und zwar die Hände mit Mandellkleyen, das Gesicht aber mit Wasser aus einer gläsernen Flasche, die vor dem Fenster steht. Wenn er sich gewaschen

sehen und abgetrocknet hat, so gehet er wieder vor den Spiegel, und bezupft sich die Augenbramen. Er trinkt hierauf etliche Tassen Thee, und rauchet mit der größten Wohlstandigkeit eine Pfeife Taback; doch vergiftet er nicht unterweilen an den Spiegel zu treten. Wenn er die Pfeife weggelegt hat, so wäscht er sich abermals, und schneidet an den Nägeln herum. Ist er damit fertig, und hat die bald ausgestreckten bald gekrümmten Finger sattfam besehen, so reibet er dieselben mit einem weissen Luche niedlich ab. Nunmehr ziehet er die Strümpfe und Schuhe sorgfältig an, welche ein paar blitzende Schuhschnallen, von Silber erschaffen, verzieren. Eine völlige Stunde vergehet bey dieser Arbeit; denn man muß wissen, daß es mit einemmal Aufbinden, und einmaliger Rückung der Schuhschnallen nicht genug ist. Die Bewunderung seines wohlge>wachsenen Fußes leuchtet aus allen Mienen. Er lächelt, und wäscht sich die Hände zum dritten mal. Nun kommt der Paruckenmacher. Er setzt sich auf einen Lehnstuhl, um sein schönes braunes Haar

Haar kränfeln zu lassen. Ein vor sich gehaltenes Taschenspiegel giebt ihm Gelegenheit, die Zurechtlegung eines jeden Härgens in Augenschein zu nehmen. Wenn der Paruckemacher weg ist, so tritt er abermal vor den Spiegel, er streichet den Puder aus dem Gesichte, und beschneidet mit einer kleinen Schere die unrechtliegenden Haare. Nach diesem benezet das Wasser seine zarten Hände zum vierten mal. Er siehet hierauf zum Fenster hinaus, und dieses aus keiner andern Absicht, als die Nachbarn stillschweigend zu befragen: Bin ich nicht ein recht schöner Mensch? Verdienet meine reizende Gestalt nicht unzählige Bewunderer? Der Pudermantel wird nun bey Seite geleyet, der Mittag rücket allmählig heran, und verbindet den jungen Herrn zu Tische zu gehen. Er zieht also das feine Kleid an; doch giebt er sich vorher unbeschreibliche Mühe, alle Falten auszukehren. Den Nachmittag wird er wohl auf den Hörsälen zubringen, denn diese Zeit über ist er nicht zu Hause: nur dieses einzige kömmt mir hierbey wunderlich vor, daß er

B 4

diesen

diesen ganzen Theil des Tages hinbringen kann, ohne für seine Schönheit Sorge zu tragen. Ich bin oft begierig gewesen, den Grund dieser unmaßigen Liebe zur Schönheit zu erforschen; endlich war ich so glücklich, denselben ausfindig zu machen. Er lieget nirgends anders verborgen, als in Erwägung der Gewalt, welche die Schönheit über andre Leute hat. Wenn dieses junge Leute einsehen, so ist die natürlichste Folge diese: Sie bemühen sich schön zu werden.

Das Frauenzimmer insbesondere, erteilet das Lob des Vorzuges sehr selten der Tugend, meistens aber der artigen Bildung. Sie sind mehr gewohnt ihr Augenmerk auf das Aeufferliche zu richten, als das Gemüth, den Wohnplatz alles Vorzuges, anzusehen. Ich habe sonst öfters meine innige Betrübniß empfunden, wenn ich in Gesellschaft mit Frauenzimmern, den einfältigsten Tropf, feiner glatten Haut wegen, dem manierlichsten Menschen habe vorziehen sehen.

Werd

Werd ohneummer zur Maschine,
 Man mag gleich stumm und hirnlos seyn,
 Man sey nur schön, so nimmt man ein,
 Wie mancher siegt durch eine freye Miene,
 Der blöder ist als Holz und Stein.

Gellerts Orakel.

Man darf sich gar nicht wundern, warum das Frauenzimmer so viel Aufhebens aus wohlgebildeten Mannspersonen macht, man darf nur die Liebe zur Schönheit an ihren eigenen Leibern zu Rathe ziehen. Ein Mädchen mag nur ein wenig wohl gebildet seyn, so hält sie sich doch in ihren Sinnen für überzeuget, daß sie unter die grossen Schönheiten gehöre. Und gesetzt, ihr Spiegel bezeuge auch die Untreue, sie eines andern zu belehren; gesetzt, die Verehrer erschienen sparsam, so wird es doch Mühe genug kosten, ihr das geliebte Vorurtheil zu benehmen. Ich sehe manches Frauenzimmer für billiger an, und denke, daß sie in einem so nichtigen und vergänglichem Gute, als die Schönheit ist, dasjenige in der That nicht suchen, was sie darinnen zu entdecken schei-

B 5

nen.

nen. Allein, die Mannspersonen machen dieses schöne Geschlechte zweifelhaftig. Sie belegen ein wenig Reizendes an ihnen mit den größten Lobeserhebungen. Sie machen sie dadurch hochmüthig, als welches durch nichts leichter, als durch ein unzeitiges Lob bewerkstelliget werden kann. Wer ein schönes Frauenzimmer hochhält, dem ist es ein kleines, sie aus der Zahl der Sterblichen herauszureißen. Ein Liebhaber hat zu viel Ansehen, daß ein junges Frauenzimmer, seine Versicherungen wegen einer ihr ohnedem angenehmen Sache, für Schmeicheleyen halten sollte. Je geschickter der Liebhaber, desto zärtlichere Reden suchet er hervor, den Gegenstand seiner Neigungen aufgeblasen zu machen. Weit artiger wäre es, und einer Mannsperson viel anständiger, wenn sie diese Lobeserhebungen dem Aeufferlichen entzögen, und die innerlichen Gemütsvortrefflichkeiten ihrer Gebieterin damit belegten. Wollten sie noch billiger verfahren, so könnte die Nichtigkeit einer schönen Gesicht- und Leibesgestalt Stoff zu sehr vielen Unterredungen geben. Ein
solcher

solcher Liebhaber wäre vernünftig, und ein Gespräch von dergleichen Art, für das Frauzimmer heilsam. Nur ist es zu bedauern, daß man den Wohnplatz eines so vernünftigen Liebhabers auf der Charte gen Utopien suchen muß. Zudem, so ist einmal in der Schule der Liebe gleichsam eingeföhret, daß man etwas an dem geliebten Gegenstande erheben muß. Die Tugend liegt insgemein zu tief versteckt, daß man sie nicht gleich entdecken kann. Es ist folglich der sicherste Weg, man nehme seine Zuflucht zu der Schönheit. Ist die Schöne witzig, und besitzt nur den kleinsten Theil vom Verstande, so findet sie Gelegenheit die Thorheit ihres Liebhabers zu belachen. Ist sie ein Bild, so hat man hinlänglichen Stoff, in ihrer Gesellschaft nicht ganz und gar eine stumme Person vorzustellen. Um den Nutzen oder Schaden eines Frauzimmers bekümmern sich unsere junge Herren wenig oder gar nicht. Es ist ohnedem eine durch die traurige Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß Schönheit und Tugend nicht allemal beysammen wohnen.

nen. In der schönen Brust einer Laïs wal-
 let ein Geilheitsmeer, die Weltgepriesene schö-
 ne Helena gestattet eine unkeusche Umarmung,
 und so Brust als Mund einer Dido schwel-
 len von fremden Küssen auf. Ich bin oft
 neugierig gewesen, hinter die Ursache davon
 zu kommen. Meine gelehrten Leser und Le-
 serinnen würden mich ihnen sehr verbinden,
 wenn sie diese gemeine Klage ihrer Untersü-
 chung würdigen wollten. Wären junge Leu-
 te, die sich in die Fesseln der menschlichen Lie-
 be gegen das Frauenzimmer freywillig bege-
 ben, allemal im Stande eine Prüfung anzu-
 stellen, so würde der geliebte Gegenstand mehr
 nach der Gemüthsbeschaffenheit, als nach
 der Gesichtsbildung beurtheilet werden; so
 aber sind die Verliebten insgemein wie halb-
 blind. Ihre Augen bleiben bey der äußerli-
 chen Schönheit stehen; sie halten sich für
 überzeugt, daß sie unter der Schönheit die
 reineste Tugend hochhalten. Unterdessen ge-
 schiehet es, daß sie zu den betrüglichen Rei-
 zungen einer lasterhaften Liebe hingeriffen,
 und diese selbst nicht ehe gewahr werden, bis
 es

es nicht mehr Zeit ist selbige zu dämpfen. Glücklich ist derjenige, welcher sich in eine solche Verfassung setzet, der Macht einer untugendhaften Schönheit zu widerstehen. Wollten meine jungen Leser meinen freymüthigen Rath, als eines vernünftigen Greises, in ihrer Liebe annehmen, so sollten sie gewiß für den Betrug dieser gefährlichen Syrene sicher seyn. Erstlich: Wenn ihr ein Frauenzimmer loben wollet, so sehet euch solche Dinge zum Muster, die gewissermassen von ihr, und nicht von einem blinden Dugefähr abhängen. Zum andern: Es stehet alzu weibisch für eine Mannsperson, wenn sie sowol an sich selbst, als auch an andern, die Schönheit als etwas Vorzügliches betrachtet.



Drittes Stück.

Ich, als ein vernünftiger Greis, kann mir keinen Begriff von einem elenden Geschöpfe einer irgend möglichen Welt machen, was einem

einem unvernünftigen Gottesleugner gleich
 zu stellen sey. Die Ungewißheit, in der ein
 solcher Mensch schwebet, ist an sich selbst et-
 was erschreckliches, und ihre Begleiter tra-
 gen das ihrige bey, das Unglück eines sol-
 chen Menschen vollkommener zu machen.
 Was kann abscheulicher seyn, als wenn ein
 Mensch aller Anleitung der natürlichen Er-
 kenntniß widerspricht, seine gesunde Vernunft
 nicht recht gebrauchen will, und die gegrün-
 deten Beweise, die uns alle Geschöpfe zuru-
 fen, halsstarrig ableugnet. Ein Mensch, der
 sich einmal solche unselige Meynungen vorge-
 fasset hat, und von Furcht und Zweifel umge-
 trieben wird, ist wie ein leichtes Schif, welches
 auf den ungestümen Meereswellen hin und her
 getrieben wird. Je geringer die Ueberzeugung
 eines Gottesleugners seyn kann, desto erstaun-
 licher wird seine Beschäftigung. Es wird mir
 niemand das Beyspiel eines Atheisten aus
 den alten oder neuern Zeiten anführen kön-
 nen, aus welchem sich die mindeste Ueberzeu-
 gung wahrnehmen ließe; Ich aber wollte
 wohl hundert Exempel von dem Gegentheile
 zum

zum Vorschein bringen. Kein unvernünftiges Thier kann bey gewissen natürlichen Vorfällen eine grössere Furcht bezeugen, als so ein Mensch, der sonst von der vorzüglichen Grösse seines Geistes so viel Aufhebens und Prahlens machet. Es thürmen sich von weiten Gewitterwolken auf. Er eröffnet das Fenster, und siehet mit einer scheuen Miene wieder herein, furchtsame Augen siehet man in seinem Kopfe. Das drohende Gewölke ziehet sich näher gegen unsern Scheitelpunkt. Seine Blicke werden immer verstärket. Nunmehr hört man einen entsetzlichen Sturmwind, Wolken vom Staube steigen gegen den Himmel, und machen gleichsam eine dunkle Nacht. Nunmehr hört man den krachenden Donner, und erblicket den feurigen durchdringenden Straal der leuchtenden Blitze. So viel Donnerschläge gehöret werden, so viele Bewegungsgründe findet er zu neuer Furcht. Der Angstschweiß bricht ihm aus, Schrecken des Todes umgeben ihn gleichsam, und er wird endlich gar, wie von einer Dymnacke hingerissen, wenigstens ist er ganz wie ohnempfind.

empfindlich bey dem finstern Donnerwetter. Meines Erachtens zeuget dieses mehr als zu deutlich seiner Person, oder seiner Seele, von der Gewißheit, daß ein höheres Wesen seinen Einfluß in diese so gemeine Wirkung der Natur habe. Woher rührte sonst das Schrecken? Ein hoher Geist wird doch nicht so weiblich seyn, und vor etwas erzittern, dessen Ursachen er kennet, wenn er den festen Glauben hat, daß das Wesen dieses Ganzen für sich selbst bestehe, und von keinem allmächtigen Beherrscher regieret werde; sondern daß es natürlich sey; da ein solcher Gottesleugner doch wissen muß, daß Gott die ganze Natur aus nichts erschaffen hat und regieret. Der ganze Zweifel an dem Daseyn des unsichtbaren majestätischen Gottes, hat, wo ich nicht irre, folgenden Ursprung. Ein ehrgeiziger Mann unter den Alten belustigte sich damit, wenn er besondere und nicht gemeine Meinungen vertheidigen, und andern widersprechen konnte. Solchen Leuten, die den Geist des Widerspruches haben, ist nichts erfreulicher, als wenn sie allgemeine und von jedermann

mann geglaubte Wahrheiten über den Haufen
 stoßen können. Der Satz: Es ist ein Gott,
 ist durch die Uebereinstimmung aller Völker
 fattsam bestätigt, und also ein erwünschter
 Gegenstand für unsern hohen Geist, durch
 denselben entgegen gesetzte Schlüsse sich Eh-
 re zu erwerben. Seine neue ungegründete
 Wahrheit fand in ihrer Art Verehrer. Ein
 Haufe kleiner Geister die gerne klug seyn woll-
 ten, fielen ihm bey. Eine Menge Lasterhaf-
 te, die das Gefühl ihrer bösen Thaten vor
 einem Rächer derselben zittern machten, nah-
 men dieses Pflaster gegen die Wunden ihres
 Gewissens mit Freuden auf: Und gesetzt, daß
 es auch dazu nicht half, so diente es doch den
 Lastern in den Augen der ehrbaren Welt, eine
 Schminke anzustreichen. Ist kein Gott, so
 ist kein höchster Gesetzgeber; so sind die Ge-
 setze unnütze Rappzäume, die man nach eigen-
 en Gefallen abschütteln kann; so mag ein
 jeder nach eignen Gutdünken verfahren. Auf
 eben diese Art ist auch die Ableugnung Gottes
 fortgepflanzt worden. Je mehr die Zeiten
 mit witzigen Köpfen angefüllt gewesen, desto
 mehr

mehr wird man ordentlich Gottesleugner zählen. Eine unglückliche Verbedeutung für unser 18tes Weltalter! Es kann nicht so fehl abgehen, daß nicht manchmal ein sinnreicher Mann, der aber dabey der gesunden menschlichen Vernunft kein Gehör giebt, (denn von der göttlichen Offenbarung in der heiligen Bibel, wollen wir noch nicht reden,) auf dergleichen Abgeschmacktes verfällt. Zwar thut man auch vielen Unrecht. Manche Leute haben ein gutes Herz, und sind doch dabey gewohnt etwas dunkel zu reden. Hieraus nehmen denn oftmals ihre Feinde Gelegenheit, ihnen irrige Meynungen, ja die größte Bosheit von der wir reden, anzudichten. Also ist es den Alten ergangen. Dieses hat in den barbarischen Zeiten manchen zu einem Märtyrer gemacht, und noch bis 1790 werden viele dadurch verkehret. Unterdessen ist doch nicht zu leugnen, daß viele in Worten und Schriften, das Daseyn Gottes abgeleugnet haben. Solche Thoren, die aller gesunden Vernunft, ja sich selbst und ihren eignen Empfindungen zuwider reden. Solche erstaunende

nende Döfewichte, die denjenigen mit der größten Undankbarkeit belohnen, welchen sie nothwendiger Weise sich selbst, ihre gesunde Vernunft und alle Glieder, und alles zu danken haben. Solche Menschen sollten wissen, daß es eine gesunde Vernunft, und viele thörichte Vernunften sehr vieler schlimmen Köpfe giebt, folglich sollten sich solche Menschen nach der einzigen gesunden Vernunft richten, und was ihnen dieselbe vom Unbegreiflichen Gottes nicht eröffnen noch belehren könnte, weil es über ihre Kraft wäre, sollten solche Leute aus der heiligen Schrift sich lehren lassen, und es demüthig glauben, so würden sie stets eine gesunde Vernunft behalten. Ich will so milde gegen diese Rücklosen verfahren, und ihre Sätze und Beweise für einen bloßen Scherz ansehen; und dennoch wird diese Beschuldigung nicht wegfalen. Könnte ich glauben, daß sie mit Uebersetzung fehlten, so würde ich nicht Wortgenung finden können, ihr thörichtes und unvernünftiges Laster abzubilden, das sie begiengen, ehe sie zu so einer vermeynten ungegründeten Gewißheit gelangten. Undankbare!

die das Daseyn Desjenigen leugnen, den ihnen selbst die gesunde Vernunft als den Urquell ihres Daseyns darstelllet. Ein Kind, das seinen Vater verleugnen, und dieses dazu in einer Stadt wagen wollte, wo alle Menschen Zeugen wider sein Vorgeben wären, würde vor thöricht gehalten werden, und man würde sich bemühen, selbiges wieder zu gesunden Verstande und Einsicht durch vernünftige Vorstellungen und Zureden zu bringen. Was soll man aber von einem solchen Menschen denken, der in der sichtbaren Welt, wo auch das kleinste Geschöpf stillschweigend von dem allweisen und allmächtigen und gütigen Gott redet, diesen seinen ersten Vater, nicht erkennen will? ob er sich gleich auf vielfältige Art und Weise allen Menschen zu erkennen giebet; weil er in einem Lichte wohnet, dahin niemand kommen kann; eben so wenig als man gerade mit den Augen in die Sonne sehen kann, wenn man nicht sein Gesicht schwächen, oder wohl gar verlieren will. Aber lasset einmal die vielen Wohlthaten Gottes gegen einen solchen Unmenschen auftreten.

Wo-

Weher kömmt es, daß du am Tage sehen
 kannst? von der Sonne und von meinen Au-
 gen. Hat aber etwa so ein bewundernswür-
 diger Körper als die Sonne ist, von sich selbst
 entstehen können? Wer zündete ihr das Licht
 an? Wer hat sie so schön geschmücket? Wer
 hält ihre Achsen in den Regionen feste, all-
 wo sie sich befindet? Ist sie vielleicht ewig?
 Sollten vielleicht meine Blätter das unerwar-
 tete Unglück haben, in die Hände eines Athei-
 sten zu kommen, so wollte ich mir die Beant-
 wortung dieser Fragen von ihm ausbitten.

Unser Auge ist so wunderschön gebauet, so
 herrlich begabet, und so veste verwahret, daß
 man sich nimmermehr einbilden sollte, es sey
 von ohngefähr entstanden, oder rühre von ei-
 ner ewig dauernden Fortpflanzung her. Man
 nehme nun diese beyden Stücke. Auch nur
 obenhin betrachtet, wird man Spuren von
 einem höhern Wesen darinnen finden. Oh-
 ne Licht würden wir elend genug daran seyn.
 Ist nun das Licht eine Wohlthat Gottes, so
 versündigen sich diejenigen, durch einen merk-
 lichen Undank, welche Ihn als das größte
 Licht,

Licht, in diesem Lichte nicht erkennen wollen. Woher nehmen wir die Speise, die wir zu unserer Erhaltung bedürfen? Die Erde müßte ewig seyn, wenn sie ein Saamenkorn hervorbringen wollte. Wie will ich aber dieses mit den Begriffen zusammen reimen, die ich mir von einem Körper fassen kann? Ja, wenn es nur von der bloßen Erde herrührte, so könnte man allenfalls noch etliche Schlupfwinkel ausfinden, woraus zum Schein etliche Beweise zu entlehnen wären: So aber muß gar vieles dazu kommen. Die Sonne muß ihre Strahlen in einer Mäßigung auf den Erdboden fallen lassen. Die Wolken müssen ihn mit fruchtbaren Regen befeuchten. Die Luft die erforderliche Wärme annehmen. Der Wind kann so wenig als das Ungewitter dabey entbehret werden. Es muß thauen: Stehet es über Winters, so ist es in Gefahr zu erfrieren, dafern es nicht von dem Schnee bedeckt wird. Sollten uns so vielerley Umstände, ehe auf ein ungeheures Ungefähr, als auf einen weisen Werkmeister dieses Ganzen, nämlich der ganzen sichts-

sichtbaren Welt leiten? Gesezt auch, wir
 wollten nach dem ersten greifen, so wird doch
 die Betrachtung des wunderlichen Wachst-
 humes des Getreydes, unsere Hand gleich-
 sam zurück halten. Das Brod, was wir heu-
 te in den Mund stecken, war erstlich grünes
 Gras: Es trieb einen Stengel, und aus der
 Decke eines dünnen Blätgens sproßte eine
 leere Aehre hervor. Diese stund eine Weile
 also, nachher hiengen unvermerkt an den
 Fäsergen derselben, wieder viele kleine Fäser-
 gen, die der Landmann Blüthen nennet. So
 plötzlich dieselben zum Vorschein gekommen
 waren, so plötzlich verbargen sie sich wiederum
 in die Aehre; und man sahe darinnen unter-
 schiedliche kleine Düpfgen, in der Größe ei-
 ner Nadelspitze. Diese wurden allmählig
 größer: und nicht ehe bis sie zu ihrer beho-
 rigen Größe gelanget waren, konnte sie die
 Sonnenhitze härten. Abermals ein verviel-
 fältigter Beweis, für die unumgängliche
 Nothwendigkeit eines höhern Wesens, dessen
 Fügung wir unsre Speise zu danken haben.
 Wer sich des Undanks der Gottesleugnung

fürsächlich schuldig machte, würde weit ärger verfahren als das Vieh, daß bey dem Genuß seines Futters, denjenigen ansiehet, und ihm entgegen brüllet, der ihm dasselbige vorwirft. Ich hatte jüngsthin meine Gedanken darüber.

Ein Hund war von seinem Herrn abgekommen, und hatte schon etliche Tage unter meinen Fenstern gelegen. Der Hunger, der ihn nagte, trieb ihn zum Winseln. Ein natürliches Mitleiden, was sich bey mir auch über das Vieh erstreckt, trieb mich, ihn etliche Bissen Brod zu dem Fenster herunter zu werfen. Er sah sich um, wo es her kam, und kaum hatte er meiner in der Höhe wahrgenommen, so bezeigte er mir durch allerhand freundliche Leibesbewegungen dieselbige Dankgeflissenheit, welche ich nur immer von einem Unvernünftigen fordern konnte. D wäre nur ein Gottesleugner so dankbar als dieser hungrige Hund. Wolte er sich nur um seinen Wohlthäter bekümmern, so würde ihm Derselbe in der That nicht lange Zeit unentdeckt bleiben. Gesezt, ein Mensch wollte sich

sich alle Mühe geben, sich von der Unmöglichkeit eines Gottes zu überzeugen, so würde ihm doch eine nur ein wenig aufmerksame Betrachtung der Werke der Natur, alle Lust zu einer vergeblichen Mühe verhindern. Eine jegliche von den vier Jahreszeiten hat die Menge stummer Zeugen, von der Wirklichkeit ihres Schöpfers. Besonders ist der Wechsel zwischen Frühling und Sommer, mit denenselbigen angefüllt. Wir, die wir die Ehre haben der Freundschaft des alten Herrn Mentors zu genießen, haben Gelegenheit bey dem öftern Genuß des angenehmen Landlebens, die unaussprechlichen Schönheiten der Natur zu betrachten, und wir werden keine davon ansehen, ohne zugleich die schuldige tiefste Ehrerbietung gegen unsern und ihren gütigen Schöpfer zu empfinden. D sollten manche weise Menschen mit uns spazieren gehen, sollten sie die erbautlichen und vernünftigen Betrachtungen des Ehrenvollen Greises mit anhören, alsdenn wollte ich sie Allerseits um ihre Ueberzeugung von den unsichtbaren Gott fragen. Wir bewundern, nach den gesunden

Begriffen, die wir aus der heiligen Schrift und aus der gesunden Vernunft von Gott haben, an Ihm eine majestätische Allmacht, eine ohnvergleichliche Weisheit, und eine unsägliche und unermeßne Gütigkeit. Diese vorzüglichen Eigenschaften unsers Schöpfers, erbellen und leuchten aus seinen Geschöpfen, und werden klärer, je mehr wir das Handewerk Gottes anschauen. Unsre Wiesen sind mit grünen Grase und unzähligen bunten Blumen, als mit Teppichen überzogen. Die Kühe weiden sich in fetten Klee. Ein junges Lamm, was igo zuerst sein Daseyn fñhlet, folget der säugenden Mutter in das Feld. Sein Hüpfen und Springen verräth, daß es die Annehmlichkeit des Frñhlings empfinde. Es wälzet sich mit einem freudigen Muthwilen auf dem grünen Erdboden herum: und ob es gleich außer der Muttermilch noch keine Speise genossen, so scheint es doch von Natur einen Geschmack an dem noch nie gekosteten Grase zu finden, weil es dasselbige so begierig aus der Erde heraus zupfet. Man setzet seinen Fuß einen Schritt weiter, und findet

findet sogleich hinlänglich Stoff zu neuer Befestigung des Herzens, und einen neuen Bewegungsgrund einen gütigen Gott zu glauben. Es zeigen sich auf unterschiedlichen Feldern mancherley Gattungen des Getreydes. Einiges davon ist in der Höhe eines Mannes gewachsen, und fängt allmählig an, an den zarten Fäsergen der Aehren grünlichgelbe Blüthen zu bekommen. Eine andre Art fängt erst zu schossen an, und man siehet weiter nichts als einen etwa Ellen langen Stengel, an welchen man noch nicht die geringste Spur einer Aehre gewahr wird. Die dritte Gattung scheineth noch dem grünen Grasse im Lenze gleich zu seyn. Das Feld pranget nicht etwa nur zur Zierde mit Korn und Weizen, und die Gräserey ist kein bloßer Schmuck der Wiesen, sondern ist beyderseits also beschaffen, daß der Nutzen des Menschen dadurch befördert wird, ja, es wächst das Getreyde auf langen schwanken Stengeln, damit seine Körner, welche der Menschen Nahrung sind, nicht zum Raube der Vögel werden, weil sie ohne Nester sind, und
auf

auf selbigen nicht nisten können. Was heißet dieses anders gesagt: Als Gott ist weise, allmächtig und gütig. Seine Allmacht erhellet aus der Hervorbringung dieser Gewächse. Seine Weisheit wird aus dem ungemeinen weisen Bau dieser Geschöpfe deutlich, und seine Gütigkeit kann man daraus abnehmen, daß alle diese unzähligen Dinge, den Nutzen des Menschen zu ihrem Endzweck haben. Die Wiesen reichen dem Vieh sein Futter, was endlich zu der Speise der Menschen dienen muß. Das Getreide und die Baumfrüchte wachsen, damit die bedürftigen Menschen ihren Hunger stillen können. Das Wasser hält unzählige Schaaren von Fischen in sich, die denen Menschen zur Speise und zur Sättigung dienen. O großer Menschenfreund! O Liebe, die du bloß die Nothdurft solcher bedürftigen Geschöpfe als wir sind, zu deinem hauptsächlichlichen Absehen hast.

Wir müßten im höchsten Grad verblendet seyn, wenn wir aus diesen Probestücken, der lobwürdigen Eigenschaften unsers gnädigen Gottes, denselben dennoch nicht erkennen wollten. Die

Die klaren Bäche rauschen daher, und geben unserm Ohre das angenehmste Spielwerk, doch wir sind nicht fähig mit unsern Sinnen völlig das Triebwerk des Wassers in der ganzen Welt zu erkennen und völlig zu beschreiben. Wir können von den Bächen und Quellen den Nutzen und die Nothwendigkeit des Wassers erkennen lernen. Womit würde unser Land befeuchtet, und zu Hervorbringung der mancherley Früchte tüchtig gemacht werden. Womit wollten wir unsere Speisen zum Genusse zubereiten: und was wäre unter andern Geschöpfen sonst so geschickt, den Durst der Lobendigen zu stillen. Es wäre eine unverantwortliche Thorheit, wenn die vernünftigen Menschen nicht einsehen wollten, daß die Weisheit Gottes, mit der heiligen Schrift zu reden, auf den Wassern spiele. Eben deswegen haben wir vernünftige Fähigkeiten, daß wir alle daseyende Geschöpfe zu unserm Nutzen uns zubereiten, und vernünftig zu unserer Nothdurft und zur Erhaltung unsers Lebens gebrauchen sollen. Sollte die Natur, ohne Zuthuung eines allmächtigen
und

und unendlichen Wesens von Ewigkeit her seyn, so würden wir unterschiedliche Eigenschaften des Wassers nicht zusammen reimen können. Der Ursprung desselben ist aus der Erde. Sein Lauf, der in seinen Ufern fortgeheth, und sich allemal nach der Hauptversammlung der Wasser, die wir das Meer nennen, zu lenket. Die gewaltige Stärke, mit welcher es oft ganze Gegenden überschwemet, wenn es aus seinen Ufern austritt. Die Ebbe und Fluth des Meeres. Fallen uns die nur benannten Umstände, bey Betrachtung des Wassers ein, so wird uns zugleich ein natürlicher Schluß auf den allerhöchsten gütigsten Schöpfer führen. Auch die Bäume, treten bey unserer Frühlingslust, als Prediger von dem Daseyn Gottes auf. Sie sind meistens gerade in die Höhe gewachsen, daß sie kaum ein Künstler, durch das Abmessen und Winkelmaaß, gleicher machen könnte. Menschenhände tragen zu ihrem Wachstume nichts bey. Der Himmel besuchet sie, und die Sonne wärmet mit ihren Strahlen die innerliche Kraft auf, die sie bey sich haben,

haben, wohlschmeckende und nahrhafte Früchte zu erzeugen. Ihr Schmuck der grünen Blätter schießet aus kleinen Knospen hervor. Ihre Blätter geben einen nicht geringen Reiz unserer Augen ab, und wie sehr vergnügt uns nicht die Pracht ihrer weißen und röthlichen Blüthen. So klein diese Blätter sind, so viel Bewundernswürdiges finden wir in ihnen. Die zarten Blätter aus welchen sie bestehen. Die kleinen Fäsergen, die ihr Eingeweide ausmachen, die schöne Mischung der Farben. Der liebliche und balsamische Geruch, der von ihnen ausduftet. Die kunstmäßige Schatzirung, welche die Bäume, die Blätter, die Blüthen und zuletzt die süßen Früchte unter einander machen. Dieses alles fällt nicht umsonst so sehr in die Sinnen, sondern darum, damit wir Menschen, durch die vernünftigen Sinne, das Daseyn der Gottheit erkennen sollen. Wir können unsere nutzbaren Betrachtungen noch weiter führen.

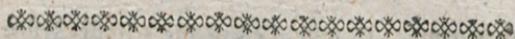
Ueber unsern Häuptern schweben in den Lüften unterschiedliche Gattungen Vögel. Sie machen die angenehmste Luftmusik. So klein

Klein eine steigende schwirrende Lerche und eine trillernde Nachtigall, ja so klein diese Thiergen sind, wenn wir sie auf den Feldern, oder in dem schattichten Walde erblicken, so haben doch ihre Kehlen die reinsten und die durchdringenden Töne in ihrer Gewalt. Sie beobachten in ihrem Fluge eine sonderbare Ordnung. Einige von ihnen entfernen sich im Winter unsern Augen. Sie tragen an ihren Leibern einen bunten Federschmuck. Sie suchen sich ihr Futter mit Sorgfalt, und haben einen innerlichen Trieb vor ihren schon bekannten Feinden zu fliehen. Wer hat diesen Thieren ihr febriges Gewand angezogen? Wer hat ihnen die Tonkunst gelehret? Wie können sie sich in den Lüften erhalten, worinnen andre Geschöpfe ersticken würden? Wer gab ihnen die Anleitung zu der Ordnung, die sie in ihren Flügen beobachten? Wir sehen uns abermal genöthiget, in die Höhe zu sehen, und die unterschiedlichen Umstände bey diesen Geschöpfen von dem weisesten Meister herzuleiten. Also läßt sich das Daseyn des Beherrschers der Natur aus der Natur erkennen

erkennen. Gewiß, es ist die seligste Früh-
lingsbeschäftigung, wenn man die Gaben
Gottes, die herrlichen unzähligen Geschöpfe
also betrachtet. Elende Menschen, welche
diese Sachen, die bloß und lediglich zu ihrem
Nutzen dienen, nur obenhin betrachten! Heil-
lose, die das boshaftige Spielwerk ihrer üp-
pigen Gedanken so weit treiben, daß sie sich
so gar bemühen, eine felsenveste Wahrheit
über den Haufen zu werfen, die durch eine
durchgängige Bestimmung aller Völker be-
stätigt wird. O deswegen gehe ein jeder
unvernünftiger Gottesleugner in sich, und le-
se demüthig die heilige Schrift, brauche die
gesunde Vernunft, und betrachte mit selbiger
die unzählige Menge der Werke der sichtbaren
Welt und Natur, so wird ihm alles das Da-
seyn eines gütigen Gottes belehren. Ich
werde mehrmal Gelegenheit suchen, diesen
Elenden ihre Blöße aufzudecken, und die Ver-
herrlichung, mein gnädiger Schöpfer, soll noch
ferner, so du mir meine Tage aus Gnaden fri-
sten wilt, die angenehmste Beschäftigung der
Feder deines unwürdigsten Knechtes werden.

D

Das



Viertes Stück.

In diesem Stücke werde ich ein paar Worte mit denen Jünglingen reden, welche die Gelehrsamkeit ihr fürnehmstes Augenmerk nennen. Diese neuangehenden Musensöhne fangen nunmehr an, denjenigen Grund zu legen, worauf mit der Zeit, entweder ein taugliches Mitglied des gemeinen Wesens, oder eine unnütze Last desselben gebauet werden soll. Sie wagen den ersten Auftritt, aus dem Schooße einer zärtlichen Mutter in die große Welt. Es beruhet lediglich bey Ihnen, ob sie ihre Rolle nützlich, oder schlecht spielen wollen. Sie werden sich selbst überlassen. Ihre Aeltern trauen ihnen die Einsicht zu, die mit ihren Jahren gar wohl bestehen könnte: Und fordern die erwünschte Erfüllung dieses guten Zutrauens von niemand, als von Ihnen. Doch der wenigste Theil der jungen Musensöhne, und höchstens nur diejenigen, die wegen einer sonderbaren Einfalt ihren klügern

gern Freunden zum Gelächter werden, erfüllen die Hoffnung ihrer Aeltern, und den sehnlichen Wunsch der Republick. Ich werde den Ursprung dieses wahren Unglücks untersuchen, und meinen Lesern etliche Anmerkungen von jungen Leuten mittheilen

Die Erziehung ist ohne Zweifel eine der wichtigsten Quellen dieses Verderbens. Vornehme Leute sehen öfters mehr auf eine sogenannte Artigkeit bey ihren Kindern, als auf die Ausschmückung ihres Gemüths, und auf die unentbehrliche Tugend, womit das zarte Alter nothwendig gezieret werden muß. Daher kömmt es, daß wir so viele artige Herren haben. Die Aeltern nehmen sich, oftmals nicht Zeit, auf die Erziehung ihrer Kinder selbst ein wachsameres Auge zu legen. Man überläßt sie zuweilen solchen Menschen, die zuweilen selbst noch Verbesserung brauchen. Die Kindermuhme ist insgemein der erste Hofmeister. Jemehr dieselbe bey der gnädigen Frau gilt, desto besser sorget sie, ihren Gedanken nach, für den jungen Herrn. Das ist, sie bringt ihm bey Zeiten thörichte, hoffärtige und

D 2

wohl

wohl gar unchristliche Begriffe bey, die nachhero einen betrübten Einfluß in das ganze Leben haben. Hat der junge Herr Unanständiges genug von der Kinderfrau eingefogen, so bekommt er einen Aufseher; der gemeiniglich nicht viel klüger ist als seine erste Hofmeisterinn. Der schlechte Lohn, welcher dergleichen Leuten insgemein für ihre saure Mühe zu Theile wird, schrecket manchen geschickten Kopf ab, sich durch mühsame Arbeit seinen Unterhalt zuwege zu bringen. So ist also eine scheinbare Nothwendigkeit, daß die Kinder angesehener Leute in ersten Jugendjahren verderbet werden müssen. Ein guter Aufseher könnte zwar durch unermüdeten Fleiß die Sache in etwas wieder gut machen: Es kommt aber darauf an, ob ein solcher gefunden wird. Junge Leute vernünftig zu ziehen, ist an sich selbst nichts leichtes; und wird noch schwerer, wenn man zuvor wider den Saamen des Bösen kämpfen muß, der durch andre Menschen Verschulden in den noch zarten Gemüthern Wurzel gefasset hat. Hat der Aufseher nicht einen durchdringenden Verstand, und ein gutes Herz,

so

so wird er vielleicht mehr verderben, als er gut machen könnte. Man setze noch dieses hinzu, daß die nahe Gegenwart nur allzusehr zärtelnder Aeltern dem besten Aufseher oftmals die Hände bindet. Diesen liegt oftmals mehr daran, ihre Kinder zu wilden Menschen, als zu vernünftigen Männern gemacht zu sehen. Es ist was leichtes, dieses aus der täglichen Erfahrung sich selbst zu beweisen.

Die Kinder gemeiner Leute, werden einer verderbten Erziehung nicht weniger ausgesetzt. Die Armuth ihrer Aeltern, und ofters der Unverstand derselben, sind wichtige Hindernisse. Die wenigsten sind so glücklich durch ihre gute Gemüthsart, denenselben auszuweichen. Leute von niedriger Herkunft, die ihre Kinder der Gelehrsamkeit widmen, prüfen die Kräfte derselben gemeiniglich allzuwenig. Wenn der Knabe zeitig lesen lernet, so ist dieses bey vielen Aeltern schon ein zureichender Grund, sich alle mögliche Gelehrsamkeit von ihm zu versprechen. Sie sehen ihm Muthwillen nach, den sie einem Sohne, der ihr Handwerk lernen sollte, wohl schwerlich gestatten würden; denn sie

D 3

den

denken, das Kennzeichen eines fähigen Kopfes bestche darinnen, wenn er bey Zeiten lose Streiche begehet. Kommt der in Hoffnung gelehrte Sohn zu einem wenig reifern Alter, und kann er dem Vater einige lateinische Sprüchwörter und Formelgen hersagen, so wird ein halber Abgott aus ihm gemacht, und er ist in seiner Aeltern Augen so gelehrt als der Herr Gerichtshalter in ihrem Dorfe. Man läßt es dem kleinen Donathelden deutlich merken, wie viel man aus ihm mache. Man ziehet ihn bey jeder Gelegenheit hervor. Alle Nachbarn und Verwandten sehen auf ihn, als auf denjenigen, der ihr Geschlecht verewigen werde. Die Mutter wenigstens wirft einen Haß auf alle diejenigen, die ihren jungen Sohn zu verachten scheinen. Je weiter er in der Schule rücket, desto mehr wächst die Verehrung. Bald wird die Kost, mit der sich der Vater bey seiner sauern Arbeit begnügen läßt, für den kleinen Gelehrten zu schlecht seyn, und wenigstens muß an seinem Orte in der Suppenschüssel etwas mehr Butter gerühret werden. Je weiter der hoffnungsvolle Sohn in seinem Studiren kömmt, destomehr wächst

wächst die Hochachtung der unverständigen Me-
 tern gegen ihn. Gehet er endlich auf hohe
 Schulen, so werden sie für großen Vergnügen
 ganz halb außer sich gesetzt. Sie sparen das
 Geld lieber ihren nöthigen Ausgaben ab, um
 den jungen Sohn, der sich mit genauer Noth zu
 einem Handwerker geschicket hätte, studiren zu
 lassen. Sie lassen den neuangehenden Studen-
 ten nur allzusehr merken, was für ein großes
 Thier er in ihren Augen sey. Ich kenne einen
 ehelichen Bürger, der eine ordentliche Rang-
 ordnung in der Benennung seines gelehrten
 Sohnes beobachtete. Als derselbe noch ein
 Secundaner war, hieß es von ihm, unser Sohn.
 Er rückte in die erste Klasse, und gleich ward er
 unser lieber Sohn. Er eilte nach des Vaters
 Willen ein Student zu werden, und bekam den
 zärtlichen Titel, unser lieber Herr Sohn. Nun
 ward er ohne sein Verschulden Magister: Sein
 Vater achtet sich aber für zu geringe, einen sol-
 chen Mann seinen Sohn zu nennen, denn iso
 heißt er unser Herr Magister. So sehr verse-
 hen es ungelehrte Leute, in der Erziehung ihrer
 Kinder, welche sie dem Studiren widmen. Sie

pflanzen ihnen einen übernatürlichen Hochmuth ein. Sie sind Schuld daran, wenn ihre Kinder sich für klug genug halten, und denken die Mühe ersparen zu können, die man sonderlich in den ersten akademischen Jahren auf die Wissenschaften wenden muß.

Die niedern Schulen sind nächst der Sorglosigkeit und dem Versehen der Aeltern Ursache daran, daß unsere hohen Schulen nicht allerdings solche Bürger bekommen, als wir wohl wünschen möchten. Die Lehrer auf denselben schmeicheln oftmals aus Armuth, oder aus Affecten den Aeltern ihrer Untergebenen. Ein kleines Geschenk, was ihnen zugestecket wird, machet, daß sie den Aeltern nach Wunsche reden, und ihre Kinder mehr erheben, als sie es verdienen. Die Schüler verstehen ihre Schwäche nicht, und werden durch so ein unzeitiges Lob hinter das Licht geführt. Manchmal thun auch die Schullehrer aus Ehrgeitz mit ihren Schülern groß. Ferner sind viele zu schläfrig, ihren Untergebenen recht vorzustehen. Ja, was das meiste ist; viele wollen andre regieren und unterrichten, und können sich selbst nicht regie-

regieren; und haben selbst wenig gelernt. Hohe Schulen seuffzen billig nach geschickten und gründlich gelehrten Schulleuten in den Pflanzstädten der Gelehrsamkeit.

Wir haben noch eine wichtige Ursache zu entdecken. Sie muß in den jungen Leuten selbst, und in ihrem unzeitigen Eilen auf Universitäten gesucht werden. Hierbey äußert sich allmählig diejenige Hoffart, die ein Jüngling durch das Versehen seiner Aeltern, und durch die Unachtsamkeit seiner Lehrmeister in sein Gemüthe eingenommen hat. Er achtet es seiner Person für zu unanständig, länger unter dem Joche des Schulmantels zu seuffzen. Wenn er an einen Studenten denkt, so denkt er zugleich in seinem Kopfe tausend Vorzüge an demselben. Besonders machet das Recht, einen Degen zu tragen, einen starken Eindruck in sein Gemüth. Der Degen hat eine solche Gewalt über seine Person, daß er sich mit der schmeichlerischen Hoffnung trägt, er werde zugleich Wig und Gelehrsamkeit, und alles, was ihm noch von den nothwendigen Eigenschaften eines akademischen Bürgers abgehet, dadurch ersetzt bekommen.

Ein Jüngling, der an dem ist, bald die Schule zu verlassen, machet sich insgemein unrechte Begriffe von der akademischen Freyheit. Er bestimmet das Wesentliche derselben aus Exempeln, die einen Eindruck in ungeübte Sinnen machen. Der Mißbrauch der Freyheit, der sich bey vielen äußert, heißt bey ihm so viel, als die Freyheit selbst. Er sehnet sich also nach einer Lebensart, worinnen ihm frey stehet, unbändig und frech zu seyn. Keine weitere Prüfung dieser unbilligen Freyheit findet bey ihm Platz, ja er untersuchet nicht einmal, ob er sich dadurch Schaden zufügen könne; oder ob er auch wohl im Stande seyn werde, diese Freyheit zu ertragen. Der Anschein des Reizenden, ist ihm genug, sich nach der hohen Schule zu dringen.

Wir wollen nunmehr einen eiteln und verzogenen Menschen auf die hohe Schule begleiten, und zugleich die Ursachen seines Verderbens bald in der Nähe entdecken. Hier erblicken wir ihn auf der Universität, ohne genaue Aufsicht, dem Gutdünken seiner eignen Leidenschaften gänzlich überlassen. Die Begriffe schlagen allmählig aus, die er sich ehedessen von dem

Stu-

Studentenleben machte. Seine gute Meinung von sich selbst, machet, daß er stolz einhergeht. Er siehet die Leute mit einer stolzen Gesichtsmiene an, und fraget sie gleichsam dadurch, ob sie ihm auch die Verehrung zugessehen, die man einem Studenten schuldig ist? Indem er mit dem einen Auge den Leuten in das Gesicht siehet, so läßt er das andere beständig auf seine neue Zierrath, auf seinen Degen fallen. Wie bald könnte er nicht ein so edles Kleinod verlieren? Wie bald könnte er nicht desselben zur Nothwehr benötiget seyn. Nunmehr lieft er sich eine Lebensart aus, die er durch die Tracht hernach behauptet. Er siehet junge Herren und Renommisten. Eine von diesen entgegen gesetzte Schaaren geruhet er durch seinen Beytritt zu vermehren. Er hält es für anständiger gefällig zu werden. Gleich läßt er sich sein mitgebrachtes Kleid nach dem neuesten Schnitte ändern, es muß nach der Mode seyn. Er gehet mit gekräuselten Häären auf den Straßen, trägt den Hut unter dem Arm, und wenn es auch ziemlich kalt ist; er mißt seine Schritte Tanzmeistermäßig; und indem er im
Gehen

Gehen alle Steine zählet, so blicket er zugleich nach allen Fenstern, ob nicht etwa eine Schöne ihm den Gefallen erweisen, und nach ihm sehen will. Die Vorlesungen besucht er zum Zeitvertreib, und machet mit der Experimentalphysick den Anfang. In die Kirchen gehet er auch dann und wann, aber mehr aus Begierde sich eine Gebieterinn auszulesen, oder einer schon gefundenen sich in seinem Staate und Putze zu zeigen, als andächtig zu seyn. Zu Hause machet er sich mit der Sprache der Verliebten durch die Romanen bekannt. Er übet sich vor dem Spiegel in denen Stellungen, die er von ältern jungen Herren gesehen hat. Höret er etwa in Gesellschaft eine wohlklingende Scherzrede, oder eine zierliche Verheuerung, so giebt er sich zu Hause Mühe, sich dieselbe recht einzuprägen, und sie bey Gelegenheit wieder anzuwenden. Sein erster Hausrath bestehet in einer Schnupftabacksdose, einem Perspectiv, nach den Frauenzimmern in die Ferne zu sehen, einem Taschenspiegel, einer Kleider- und Schuhbürste, und einer grünen seidenen Geldbörse. Diese unentbehrlichen Dinge stecket er in den Schub-

Schubsack, als solche Sachen, die einen jungen Herrn ausmachen. Er mag so sorgfältig mit seiner Zierrath umgehen, als er immer will, so wird er doch nicht vermeiden, daß man ihm so gleich ansiehet, daß er nur noch ein neuangehender junger Herr sey. Doch ist es nichts unumgänglich nöthiges, daß ein verwöhnter Mensch, der von der Schule kömmt, ein junger Herr werden müsse. Nein, er hat noch einen Weg vor sich: Er kann ein Kenommist werden. Dieses Wort findet zwar in seiner eigentlichen Bedeutung in Leipzig keine Statt. Doch werden wir vielleicht zu einer andern Zeit darthun, daß es Kenommisten in figurlichem Verstande gäbe. Wir setzen voraus, daß ein angehender Student, der bey seiner Erziehung und auf Schulen das Unglück gehabt hat, wovon wir oben geredet haben, wenn er ein Kenommist werden soll, verderbte Begriffe, von der Art sich bey Leuten, wo nicht furchtbar, doch angesehen zu machen, hegen müsse. Ist dieses, so wird er mit dem Eintritt in die Thore der Stadt, worinnen die Universität ist, sich ganz anders als zu Hause

zu tragen, anfangen. Sein Aufzug wird nunmehr ein halb-soldatisch Wesen.

Er leget sich so bald als möglich, einen langen Degen zu, und dieser muß, welches wohl zu merken, eine blanke Schlägerklinge führen. Wenn er das erstemal in Gesellschaft ist, so redet er von seinem unvergleichlichen Hauer. Er lernet die Fechtkunst. Er besuchet die Dorffschenken aus Blutdurst, oder doch wenigstens aus Begierde, den Leuten seinen großen Degen zu zeigen. Auf der Gasse siehet er die Leute steif an, um aus ihren Augen zu lesen, ob sie sich auch vor ihm fürchten. Er stößt wohl gar an andre an, um Gelegenheit zu Handeln zu finden. Trifft er einen schwächern Menschen, so fluchet er, oder redet doch von in Stücken hauen. Ist sein Gegentheil stärker, so bittet er ganz barmherzig um Verzeihung, und gehet recht niedergeschlagen nach Hause. Gegen seinen Wirth spielet er die Rolle eines Menschenfressers. Auf seiner Stube siehet es nicht viel reinlicher als in der Hauptwache. Er lebt in einer beständigen Gesellschaft, und seine Freunde sind

sind alle noch ärger, als er selbst ist, damit er etwas von ihnen lernen kann. Seine Kleidung kömmt mit der Schilberung überein, die Günther ehemals davon gemachet. Sechs Löcher in dem Strumpf, fünf Federn in den Haaren &c. Das Verderben wird gleich groß seyn, er mag nun die gezwungene Lebensart eines jungen Herrn, oder die ausschweifende Frechheit eines Kaufers an sich nehmen.

Es sind gar zu viele Gelegenheiten auf hohen Schulen, einen angehenden Musensohn, wenn er nicht hinlänglich dagegen gewaffnet ist, zu verderben. Unter andern sind auch die Freunde, welche sich gar bald häufig zu einem finden, dafür zu halten. Man hat dabey große Behutsamkeit anzuwenden, damit man nicht von einem Lasterhaften, der sich unter dem Scheine der Freundlichkeit zu uns nahet, hingetangen werde. Oftmals sind die alten Bekannten und Schulgesellen die mehreste Ursache an unserm Unglück. Sie sind ehe auf der Universität gewesen, sie wissen die Derter und die Gelegenheit, wo man ausschweifen kann, besser, und denken uns ihnen recht verbindlich

zu machen, wenn sie uns Anleitung zu Vergessungen und Fehlern geben. Auch muß ein Müsersohn diesen Vers auswendig lernen: Mit Mädchen laß dich ja nicht ein, wenn du nicht willst geprellt (verführet) seyn.

Endlich sind auch die Aeltern noch einmal Schuld. Sie trauen ihren Söhnen allzuviel gutes zu, ohne sie recht zu kennen. Sie sollten billig in geheim einen angesehenen Mann, an dem Orte, wo sich ihre Kinder aufhalten, die redliche Aufsicht über dieselbigen auftragen. Verbiethet es ihnen die Armut, so sollten sie doch die Gemüthsart ihrer Kinder selbst prüfen, oder durch andre prüfen lassen, und sie bey entdeckter Unart lieber gar nicht auf hohe Schulen schicken, als dieselben durch Beytritt ihrer Söhne mit unnützen Bürden zu beschweren. So aber unterlassen sie nicht nur dieses, sondern stecken ihren Kindern auch noch dazu so vieles Geld zu, als zu ihrem unordentlichen Leben erfordert wird.

Der zweyte Theil des Englischen Greises ist
unter der Presse.

43 15
AB: 43 $\frac{15}{1,26}$

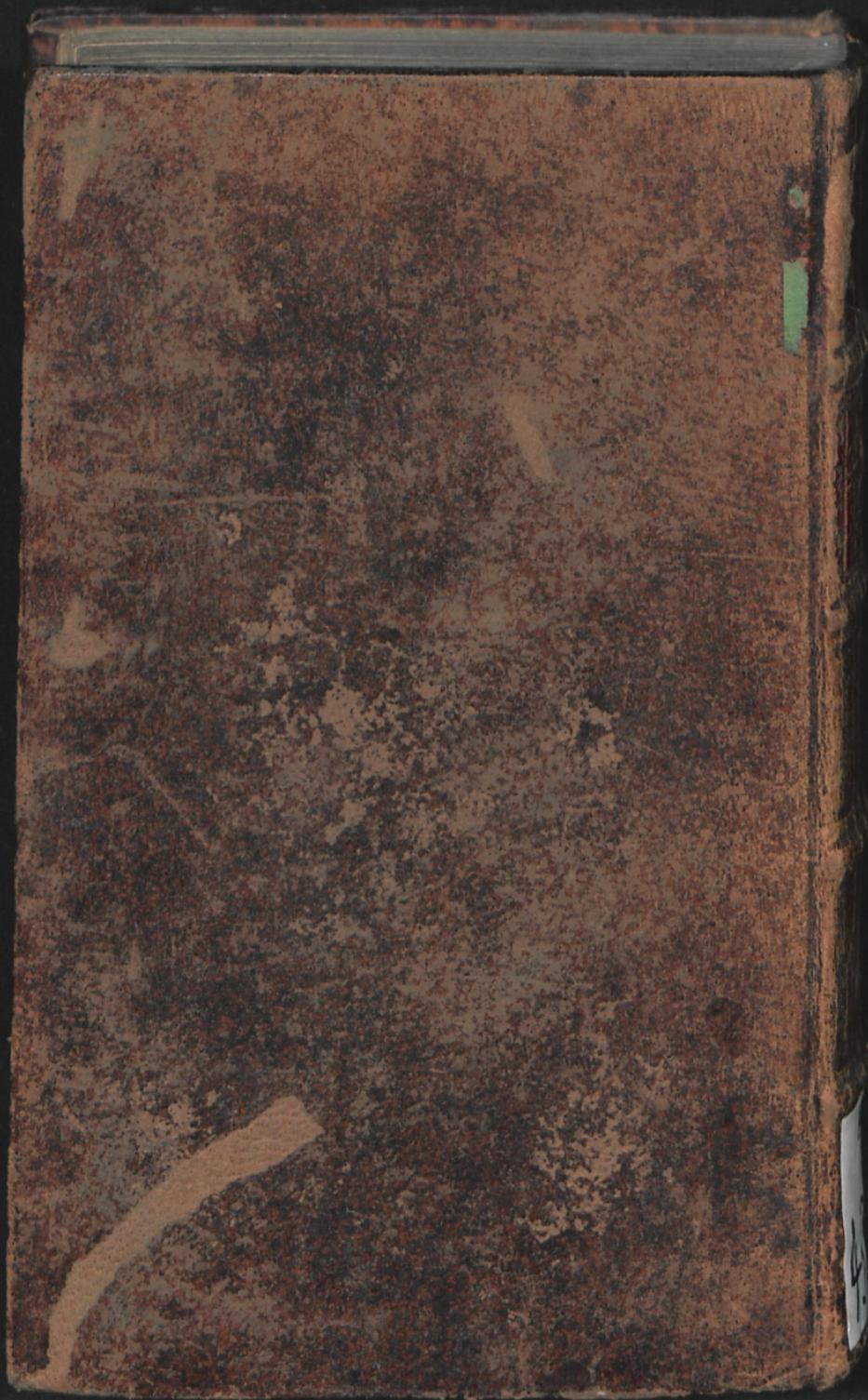
VD 18

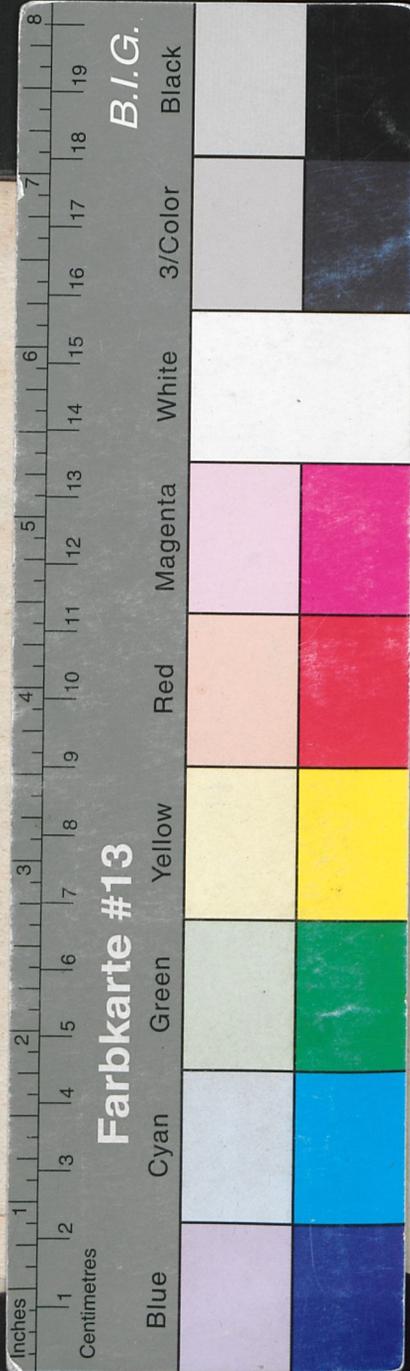
ULB Halle

3

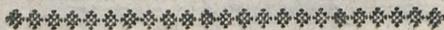
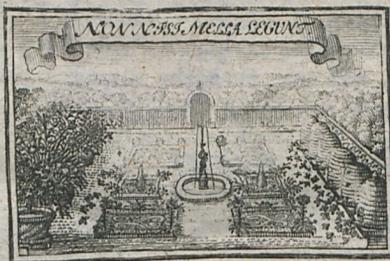
001 512 366







Der
Fremmüthige,
 oder
Der Englische Greis,
 von Young.



Hamburg, 1765.

Brunnemann

